

Ein alter Bekannter im neuen Lichte

Jüngste Beobachtungen an unserem Trabanten. — Der Erdbegleiter unter einer neuen Gesicht. — Ist der Mond noch nicht völlig erkannt?

Von Hans Ernst Gebrüder.

Durch die riesigen Fortschritte, welche die Astronomie in den letzten Jahren gemacht hat, ist — in Verbindung mit einer im höchsten Grade vervollkommenen Technik — unser Wissen über die Himmelskörper außerordentlich vermehrt worden. Das gilt ganz besonders auch von dem unsere Erde begleitenden Monde, auf dessen Natur die jüngsten Forschungen und Messungen ein ganz neues Licht werfen. Wir verdanken diese Kenntnisse in erster Linie dem sogenannten Mondthermometer, einem äußerst empfindlichen Instrument, das seit einigen Monaten auf der Mount Wilson-Sternwarte in Kalifornien aufgestellt ist, die Schwankungen in der Oberflächentemperatur des Erdbegleiters sehr genau zu bestimmen erlaubt.

Dabei hat man die überraschende Entdeckung gemacht, daß die Oberfläche aus feinpulverigem Bimsstein und Wäde von der gleichen Art besteht, wie sie die Vulkane auf der Erde bei ihren Ausbrüchen auswerfen. Es ist bekannt, daß die einzelnen Gesteinsarten Wärme in verschiedenen Graden aufnehmen und wieder abgeben. Durch außerordentlich genaue Messungen läßt sich nun feststellen, wie groß die Erwärmung der Mondoberfläche beim Einfallen der Sonnenstrahlen und andererseits ihre Abkühlung beim Ausstrahlen dieser Bestrahlung sind. Die so gefundenen Werte wurden mit denen von verschiedenen Gesteinsarten auf experimentellem Wege erhalten verglichen, wobei sich herausstellte, daß sie genau mit denen übereinstimmen, die für Bimsstein und vulkanische Wäde gelten.

Zu dem gleichen Ergebnis ist man auch noch auf einem andern Wege gekommen. Das Mondlicht ist bekanntlich reflektiertes Sonnenlicht, aber die vom Monde zu uns kommenden Lichtstrahlen sind doch genau dieselben wie die von der Sonne unmittelbar zu uns gelangenden, vor allem ist der Anteil polarisierten Lichts höher. Man hat nun die Natur des Mondlichts unter verschiedenen Gesichtspunkten untersucht und, indem man ähnliche vergleichende Versuche mit dem von verschiedenen Gesteinsarten reflektierten Lichte anstellte, gefunden, daß die vom Bimsstein zurückgeworfenen Lichtstrahlen mit den vom Monde zu uns gelangenden eine erstaunliche Übereinstimmung aufweisen. Die Folgerung, daß zum wenigsten die Oberfläche unseres Planeten mit einer Bimsstein- und Wädebedeckung bedeckt ist, läßt sich danach kaum mehr von der Hand weisen.

Dies stimmt auch zu zwei älteren sich auf den Mond beziehenden Theorien. Zunächst zu der Ansicht, daß dieser Himmelskörper eine Atmosphäre fehlt, denn Stürme und Regengüsse müßten das Aussehen der Oberfläche ständig verändern, während diese sich doch stets gleich bleibt. Dann aber scheint hiermit auch die Theorie von der vulkanischen Natur der Mondgebirge und -krater ohne Schwierigkeit erklärt zu sein. Das Fehlen einer Mondatmosphäre spricht auch das Ergebnis einiger kürzlich gemachter, sehr interessanter Versuche. Dr. Wright von der Vicksburg Sternwarte photographiert schon seit Jahren zahlreiche Himmelskörper mittels verschiedenfarbigen Lichts. Seine Aufnahmen vom Mars z. B. lassen diesen Planeten bedeutend größer erscheinen, wenn er bei violetter als wenn er zur gleichen Zeit und mit demselben Teleskop bei rotem Licht photographiert wurde. Die Erklärung liegt darin, daß die Aufnahmen bei violettem Licht den eigentlichen Planeten samt seiner Atmosphäre zeigen, die bei rotem Licht gemachten dagegen letztere nicht mit erfassen. Bei gleichen Aufnahmen vom Monde findet sich nun keinerlei Größenunterschied, woraus man nur schließen kann, daß er keine Atmosphäre besitzt, die das violette Licht mit auf die Platte bringen könnte.

Die Theorie von der vulkanischen Natur des Mondes ist in der Astronomie heute fast allgemein anerkannt, wobei nur noch eine Schwierigkeit besteht: die ungewöhnliche Größe der Mondgebirge und Krater, von denen z. B. der „Kopernikus“ über 80 Kilometer im Durchmesser erreicht, während seine Wände bis zu 6500 Meter aufragen. Aber auch diese Schwierigkeit entfällt, wenn man die bedeutend geringere Schwerkraft auf unserem Trabanten in Rechnung stellt, die bei vulkanischen Ausbrüchen dazu führen muß, daß die ausgeworfenen Massen auf viel weiterer Entfernung fortgeschleudert und zu ungleich höheren Wänden am Kratertrand aufgetürmt werden müssen.

Die dunklen, anscheinend ebenen Stellen der Mondoberfläche, als „mare“ oder Meere bekannt, sind vermutlich ausgetretene flache Gebiete, auf denen nach Aufhören der vulkanischen Tätigkeit in der näheren Umgebung Wäde und Bimsstein niederschlugen. Ueberhaupt lassen sich alle Erscheinungen auf der Mondoberfläche auf vulkanische Kräfte in Verbindung mit der geringeren Schwerkraft zurückführen. Diese Vulkane waren wahrcheinlich von der gleichen Art, wie sie sich heute noch auf Hawaii finden, die einen großen runden Krater mit von Wäde und Bimsstein bedeckten Flanken aufgebaut haben. Diese Art ist verhältnismäßig harmlos, sie kennt nicht die verheerenden, gewaltigen Zerstörungen, wie wir sie z. B. vor einigen Jahrzehnten beim Krakatau, in jüngerer Zeit beim Mont Pelée erlebt haben.

Die vulkanische Natur unseres Trabanten vorausgesetzt, bleibt noch die Frage, ob die offenbar einst sehr rege Ausbruchstätigkeit heute völlig zum Abbruch gekommen ist. Es gibt einzelne Anzeichen, die dagegen sprechen. Z. B. zeigt der anscheinend flache Kraterboden des „Plato“ von Zeit zu Zeit Farbveränderungen, die mit Wasserförmigkeit auf den Kraterwänden oder Bodenstellen aufsteigende Dämpfe zurückgeführt werden müssen. Ferner soll der „Stewinus“ nach neueren Beobachtungen auf seinem tiefsten Grunde zwei Leuchten, und auch bei einem kleinen Krater am Boden des Ringgebirges „Ptolemaeus“ sind ganz kürzlich Erscheinungen beobachtet worden, die sich am besten mit der Geyserstätigkeit auf Island oder im Yellowstone-Park vergleichen lassen. Alles dies rechtfertigt den Schluß, daß unser Trabant zwar im Erlöschen aber noch nicht vollkommen tot ist. Sobald aber noch nicht vollkommen tot ist, sobald erit das neue, in Kalifornien projektierte Riesenteleskop, das uns den Mond auf eine kaum denkbare Entfernung von 32 Kilometern näher bringen soll, aufgestellt sein wird, werden wir eine zuverlässige Antwort auch über diesen Punkt erhalten.

Der tote Bartels besucht sein Grab

„Um Himmels willen! Wie ist das möglich? Sie gehen hier am hellen Tage auf der Straße spazieren, und dabei liegen Sie doch schon seit 20 Jahren begraben!“ — „Ganz recht. Deswegen bin ich eben hier.“ — „Ich möchte mir doch gern mal mein Grab ansehen. Kommen Sie doch bitte, mit und zeigen Sie es mir!“ Diese nicht gerade alltägliche Unterhaltung fand vor kurzem zwischen dem Kolonialwarenhändler Schompen und einem gewissen John F. Bartels in dem amerikanischen Städtchen Alma (Nebraska) statt. Da der erstere im Jahre 1909 höchstpersönlich den Sarg des toten Bartels auf seinen Schultern mit zum Friedhof getragen hatte, war sein Erstaunen, den Verstorbenen plötzlich frisch und munter vor sich zu sehen, durchaus begreiflich. Er kannte aber allerdings keine Ursache für das Gelingen und wollte also ein, dem „Geiste“ Bartels die letzte Ruhestätte seiner irdischen Hülle zu zeigen. Die beiden gelangten bald zu einem Grabe, über dem sich ein schöner Marmorblock erhob. „John F. Bartels 1856 — 1909“ lautete die Inschrift. „So, dies hier ist Ihr Grab“, deutete Schompen auf den Stein. „Aber wenn Sie hier nicht liegen, wer denn?“ — „Ich ahne es nicht. Nur so viel kann ich versichern, daß ich es nicht bin.“ — „War die Antwort des „Geistes“. Allmählich stellte sich dann alles heraus. Bartels hatte aus Alma, war aber im Jahre 1894 nach seiner Heirat in das benachbarte Missouri verzogen. Die Ehe wurde alles andere als glücklich, und eines Tages erklärte der enttäuschte Ehemann, er habe die Sache satt und überlasse sein Ehegeseins zu sich selbst. Damit verschwand er. Das war 1901. Nun läßt das Recht der Staaten Missouri die Todeserklärung eines Ehepartners schon zu, wenn dieser sieben Jahre lang abwesend gewesen und während dieser Zeit keine Nachricht von ihm eingegangen ist. Von der Bestimmung machte die verlassene Frau Bartels im Jahre 1908 Gebrauch; ihr Mann wurde für tot erklärt. Etwa ein Jahr darauf los man in der Zeitung, daß in Illinois eine Leiche gefunden sei, deren Beschreibung in allem auf den Verstorbenen paßte. Frau Bartels sah sich den Toten an und erkannte in ihm ihren ehemaligen Gatten. Da kein Grund bestand, an der Aussage der „Witwe“ zu zweifeln, gab man ihr die Leiche heraus, die dann ein ehrenvolles Begräbnis auf dem Friedhofe in Alma erhielt. In Wirklichkeit war der Tote gar nicht Bartels gewesen. Eine allerdings sehr große Ähnlichkeit hatte die Frau getäuscht. Dieser lebte vielmehr friedlich in Chicago, las sogar in den Zeitungen, das seine Leiche von seiner Frau übergeben sei, und in Alma begraben worden sei. Erst jetzt nach 20 Jahren, als er zufällig in die Nähe seines Geburtsortes kam, regte sich in ihm eine begreifliche Neugier, sich einmal sein eigenes Grab anzusehen. Sein Verstand, den Unbekannten, der ihn so lange in „seiner“ letzten Ruhestätte vertreten hatte, daraus wieder entfernen zu lassen, dürfte aber fehlschlagen. Nachdem ihn die Gerichte von Missouri einmal für tot erklärt haben, wird es für Bartels keine ganz einfache Sache sein, seine „Wiedererlebung“ erfolgreich nachzuweisen. Denn amtlich ist er tot und — „nur der Lebende hat recht“.

Am Ausguck

Weißes Pekingesen.

Einer englischen Hundezüchterin ist es neuerdings gelungen, weiße Pekingesen auf den Markt zu bringen. Weiße Arten dieser kostspieligsten Hunderrasse waren in Europa bisher ganz unbekannt. Sie werden bald in größerer Zahl zu sehen sein; denn die Engländerin hat rein weiße Exemplare jetzt in der fünften Generation herangezogen können. Ein Teil dieser Tiere ist auch schon nach Deutschland gelangt. Weiße Pekingesen sind selbst in China eine besondere Seltenheit gewesen. Kammen sie einmal vor, dann brachte man diese Hunde in irgend einen Tempel und ließ sie als Wiedergeburt großer Männer verehren.

Urmenschen in Nordrhodesien.

Bemerkenswerte Funde aus der Steinzeit sind unlängst dem englischen Forscher Armstrong in Rhodesien gelungen, die deshalb besondere Beachtung verdienen, weil man aus ihnen auf eine Verbindung zwischen den ältesten Kulturen Afrikas und Europas schließen zu können glaubt. In einer Höhle bei Bataia fand der englische Gelehrte einen sich ringsum in drei Meter Höhe hinziehenden Fries mit Tierbildern aller Art in roter Farbe, darunter aber auch Darstellungen hochgewachsener, schlanker Menschen. Um Aufschluß zu bekommen, ob diese Figuren in Südafrika vielfach bekannt sind, nach Armstrongs Ansicht gehören die Abgebildeten der gleichen Rasse an, der wir die iberischen Höhlenzeichnungen verdanken. Dafür spricht der Umstand, daß beim Ausgraben des Höhlenbodens neben anderen Geräten aus der frühen Steinzeit auch Grabstichel gefunden wurden, die man bisher aus Südafrika noch nicht kannte und die als besonderes Merkmal des sogenannten Aurignacien gelten. Der englische Forscher hält die Sahara, die einst sehr fruchtbar war, für die eigentliche Heimat der Aurignacien-Menschen, von wo diese, als ihre bisherigen Wohnstätten infolge der zunehmenden Dürre und Austrocknung verlassen mußten, teils nach Norden, teils nach Süden auswanderten.

Die Stadtkämmerei in der Briefstafel.

Wie glücklich hätte sich gelegentlich des letzten Komplexes um die Besetzung der Stadtkämmerei in Deutschland eine Partei schägen müssen, die etwa behaupten konnte: „Seitdem wir am Ruder sind, brauchen unsere Mitbürger keine städtischen Steuern mehr zu zahlen!“ Eine derartige phänomenale Leistung ist auch tatsächlich vollbracht worden, leider aber in dem recht weit entfernten Kennet in Kalifornien. Unglücklicherweise gründet sich aber diese paradiesische Steuerfreiheit nicht auf ein besonderes Willen der Stadt, sondern auf ihren langjammerlichen Verfall. Vor drei Jahren zählte Kennet noch fünftausend Einwohner, die zum größten Teil von einer dortigen Kupfermine lebten. Als die Grube wegen ungenügender Förderung stillgelegt werden mußte, verloren die meisten Leute in Kennet ihre Existenz. Heute zählt der Ort nur noch einige hundert Einwohner. In der Stadtkämmerei befinden sich zur Zeit ganze 100 Dollars, die wahrscheinlich einmal unter den letzten Einwohner, die Kennet verlassen, verteilt werden. Als der Stadtkämmerei kürzlich ein Autogeld zum Opfer fiel, wurde im Stadtrat die Frage seiner Nachfolgerschaft erörtert. Mit Einstimmigkeit beschloß man aber auch diese letzte Erinnerung an die Zeiten, da die Kennet noch Steuern zahlen mußten, fallen zu lassen, und seitdem trägt der Bürgermeister das gesamte Vermögen der Stadt in seiner Briefstafel stets bei sich.

Verantwortlich: S. Semmelmann. Altena. Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 46

Mittwoch, 4. Dezember

1929

Jagd im Rheinland

Seit dem St. Hubertustag halten die Schüsse wieder in den Wäldern des Rheinlands. Stürmisch jagen die Herbstwinde durch die Baumkronen, und es ist ein heimlich Raschen in Sonne und Hochwald, in Königs- und Kottenforst und all den anderen Wäldern Rheinlands in Eifel, Hunsrück, Taunus und Westerwald. Ein letztes Bunt liegt auf den Büschen und Höfen und Burgen, die sonst von grünem Laub verdeckt, schimmern nun schon weithin sichtbar durch den Wald. Des Rotwilds Brunn ist längst vorbei, und die Sturzfächer bieten schon längst Versteck für die Hasen.

Jetzt ist es eine Lust für die Jäger aus den Städten hinauszufahren zur Jagdhütte weit hinten in der Eifel, in Hunsrück oder auf den hohen Westerwald. Prachtvoll ist die Jagd jetzt oben hoch in den Alpbirgen. Wenn die Grünsche abends im Dorfviertel bei bestem Schoppen und stärkstem Kanister „ihre Latein“ verzapfen. Wenn der Förster anderen morgens beim Tagesrauschen die alten Kämpen aus den Federn jagt wie junge Rekruten, und wenn es dann in 4-5 Dutzendköpfigem Jagdzug mit Treibern und Hundern hinausgeht in den Wald! Und erst, wenn sie am Nachmittag heimkehren, einen Heumagen beladen mit der ganzen Strecke! 3 Hirschen, 1 Reiter, 14 Rehen, 6 Füchsen, 21 Hasen, 82 Hasen und verschiedene sonstigen Getier der heimischen Wälder. Dann ist ein Leben im Dorf! Dann geht's lustig zu beim Jagdessen! Wenn dann die Wirtinnen des Altes oder Wirtinnen mit den Jagdherren die Kunde durch's Dorfviertel tanzen, bellt die Jagdhunde vor Freude.

Das sind alte Jagdtraditionen im Rheinland. Einer der berühmtesten und meist besungenen Jäger hat hier gejagt: der Jäger aus Kumpfal. Im Hunsrück lag sein Revier. Die ganze rheinische Jagerei ist befreit, es ihm an Fröhlichkeit gleich zu tun.

Eine der schönsten und repräsentabelsten Körperschaften des rheinischen Weidwerks war das rheinische Jägerbataillon Nr. 8, welches früher in Schleifstadt lag. Unvergänglich sind dessen St. Hubertusjagden in den kaiserlichen Forsten an der Hochkönigsburg. In alten Kostümen zogen die Treiber aus, führten eine vorzügliche Meute mit, und zum Sallalali gab's großes Jägerabheben im Walde. Das schönste aber war die Heimkehr der rheinischen Jäger. Die Schützen, den schwitzgetränkten Tannensud am Hut voraus und die Treiber zwei und zwei hinterher, den Hirsch, den Reiter oder das Reh an der übergeschulterten Stange. Vorne weg aber die Jägerkapelle: „Jaja Itala, ja lustig ist die Jagerei halli auf grüner Heide — halli auf grüner Heide!“ Die Jagd im Rheinland ist so alt wie das Leben selbst. Was in Gottes Natur hier umherkroch, wurde schon von unseren Vorfahren gejagt. Der Luchs war hier zu Hause und einstens auch der Bär. Bis zur Karolinger Zeit galt Meißter Pech in den rheinischen Wäldern noch als Standwid. Heute streift die Wildbahn hier noch durch die Berge und nach den Finken im Buchenloch bei Gerolstein und denen in der Kalkhöhle zu urteilen, alte einstens auch der Elch in unseren Revieren.

Durch die fremde Besatzung hat die rheinische Jagd allerdings sehr gelitten. Eine starke, zielichere Bege hat aber den Wildbestand am Rhein wieder ziemlich gehoben, sodaß hier und da wieder ganz ansehnliche Strecken gemacht werden können. Wie originell und einzigartig die Natur oft unter dem höchsten Naturschutz zeigt, die Jagdausstellungen in Köln und Düsseldorf. Sehr lehrreich war seiner Zeit die Abteilung „rheinische Jagd“ auf der Rheinlandschau in Koblenz, wo noch viel alles rheinische Falknerzeug und Weißgerät aus rheinischem Privatbesitz gezeigt wurde.

Bald kommt der erste Schnee. Dann beginnt die Sauhaß in der Eifel. Wenn dann der wilde Reiter segt und hoch des Weidmanns Jagdberg schlägt, ruft bald der Förster: Jagd vorbei! Sallalali — „Rheinland wird frei!“

Ein Storchenvunder

Von Dr. Hermann von Staden.

Die Ornithologen haben über die Wanderflüge, welche dieser Vogel seit unbekanntesten Zeiten jährlich zweimal unternimmt, in den letzten Jahrzehnten eingehende biologische Studien gemacht und, unterstützt von Latein und von der Presse, über den Weg, den unsere Störche noch und von Afrika einschlagen, ein reiches Material zusammengetragen. Von unseren norddeutschen Störchen, die als Zeitpunkt ihrer Abreise — von der Weser und Elbede — mit mir dies genau bekannt — den Bartholomäustag (24. August) ziemlich genau inne halten und gegen Ende März zurückkehren, glaubt man zu wissen, daß alle westlich der Weser nistenden der südwestlichen Weg über Frankreich, Spanien und die Meerenge von Gibraltar nach Afrika nehmen, während die östlich der Weser nistenden südöstwärts über die Donaumündung, Kleinasien, Syrien und Palästina nach Mesopotamien fliegen. Von da aus streuen sie sich nördwärts über Afrika bis hin zum Ugam-See in der Kalahari, wo man einen Storch erlegt hat, der einen Ring von der Vogelwarte Rossitten (Russische Regierung) am Bein trug.

Die Zahl der südostwärts ziehenden Störche ist fraglos die bei weitem größere, zumal sich ihnen auch die in den Deltas und Niederungen Osteuropas nistenden anschließen. Zu welchen ungeheuren Schwärmen diese Wanderer sich aber schließlich vereinigen, und wo und wie ein solcher Riesenschwarm zuletzt nach Afrika überseht, das habe ich als Passagier des Norddeutschen Lloydampfers „Darmstadt“ im September 1903 auf der Heimreise von Australien erlebt. Es war am 2. September, als neun Tage nach der Abreise der an der Unterelbe beheimateten Störche, als wir uns in später Vormittagsstunde ungefähr in der Mitte des Bosporus von Suez befanden und mit einer Geschwindigkeit von nur 12 Seemeilen — das Schiff war mit Vieh beladen — nach Norden ordentlich feuerten. Zur Rechten grüßten die Höhen des Sinai, am nächsten der etwa 2000 Meter hohe Djebel Serbal. Der Golf hat hier eine Breite von 30 Kilometern, erweitert sich aber dann auf 40 und 50 Kilometer, um weiter nordwärts wieder schmaler zu werden. Ich stand auf der Brücke und versuchte mit Unterstützung des diensttuenden zweiten Offiziers die einzelnen Sippen des berühmten Störchens auszumachen. Jeder hatte sein Fernglas vor den Augen. Da wurden wir auf einen Schwarm von Bölen aufmerksam, der rechts von uns hinter den hohlen, nur wenige Kilometer von der jordanischen Küste emporeitenden Bergen der Sinaihalbinsel hervor kam und seinen Flug quer über den Golf nahm. Noch war die Entfernung viel zu groß, um die Größe des Schwarmes — gar die Art der Vögel erkennen zu lassen, sie verringerte sich jedoch rasch, da wir im flammenden Winkel uns einander näherten. Schließlich schien das Ende des Schwarmes sich von der Küste losgelöst zu haben; er näherte sich, und bald kamen wir — der Schiffsoffizier kamnte aus dem storchreichen Obenburger Lande —

auf die Vermutung, daß es Störche seien. Vor uns fuhr in einem Abstand von einigen Kilometern ein englischer gradwampfer. Dieser überflog der Schwarm in einer Höhe von einigen Metern und steuerte weiter auf die jordanische Küste zu, wo er um einen Felsenberg schwenkte und allmählich unseren Blicken entwand. Wir schätzten die Anzahl der Vögel auf etwa 5000.

Während ich ihnen noch nachsah, rief mein Begleiter: „Da kommen noch mehr!“ In der Tat war hinter den Sinaibergen ein zweiter Schwarm aufgetaucht, der der gleichen Weg nahm. Aber dieser war viel größer als der erste und schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Denn als die Spitze bereits bei dem Engländer angekommen war, quoll es noch immer hinter den Sinaihöhen hervor, und der Schwarm bereits eine Länge von etwa 20 Kilometern aufwies. Wir hatten inzwischen das Schiff mobil gemacht; und Passagiere wie Mannschaft — es war ein Sonntag, und bei dem herrlichen Wetter befand sich alles an Deck — standen und staunten das Wunder an. Dabei war es merkwürdig zu beobachten, wie die Vögel an dem Dampfsschiff klebten. Lerne obgleich dieses sich mit einer Geschwindigkeit von mindestens 10 Seemeilen (wir überholten das Schiff später) von der Stelle bewegte, ließen die Störche doch nicht von ihm ab. Es war, als wollten sie sich dort gleichsam für alle Fälle einen Ruhepunkt sichern. Denn über dem Schiffe senkte sich der Schwarm und senkte sich jenseits des Schiffes noch etwas tiefer auf den Meeresspiegel herab, um sich dann wieder auf eine Höhe von schätzungsweise 20 Metern oder auch darüber zu erheben.

Die Spitze hatte die afrikanischen Berge erreicht, und noch immer war auf der Sinaihalbinsel kein Ende abzusehen. Immer noch haßte die Kette in der Mitte an dem Engländer; da unser Schiff aber überholte, so kamen wir dem Schwarm rechts und links immer näher. Wir vermuteten und hofften, daß die Tiere die zwecklose, immer länger werdende Schleife aufgeben und statt des Engländer dann unser Schiff, das nunmehr etwa auf der Verbindungsline zwischen Ausgangs- und Zielpunkt des Schwarmes angelangt war, als Ruhepunkt benutzen würden. Die Hoffnung trug nicht. Die Kette ließ vom Engländer ab; ein Zucken und Strecken ging durch den Schwarm; und nach wenigen Minuten rauschten die wohlgeordneten rotkehligen Störche — es waren ausschließlich weiße Störche — über unser Schiff hinweg. Abwechselnd drei und vier nebeneinander, zogen sie zwischen dem vorderen Mast und dem mittleren Deckaufbau, etwa drei Meter über dem Sonnenfegel, in lückenloser Kette so nahe an uns vorbei, daß wir sie fast mit den Händen greifen konnten. Ab und streifte einer mit dem Flügel die Taue, aber die masterhafte Ordnung des Schwarmes ward nicht auf eine Sekunde unterbrochen. Wo die lang ausgestreckten Beine des Vordermannes aufhörten, folgte der ebenso ausgestreckte Schnabel seines Hinterrannes. Auf der Seeleute des Schiffes liegen sie sich noch etwas zum Wasser hinüber herab, jedoch nicht tiefer als der Schiffsrand; nur ein einziger, wie es schien, junger Vogel sank noch etwas tiefer, vermutlich durch den weiten Flug über die Sinaiwüste ermüdet, stieg aber gleich wieder empor und glückte sich ein.

Mit Staunen und Entzücken schauten wir das Wunder; wohl eine Viertelstunde mag es gedauert haben. Von den Engländern hatte noch keiner einen Storch gesehen; in England gibt es keine Störche. Ein alter Neuseeländer, der nach 30 Jahren heimwärts fuhr, fragte: „Sind

Mes die Vogel, die in Deutschland die kleinen Kinder bringen?"

Von der Schiffsmannschaft hat's niemand etwas Meinliches erlebt. Kapitän M., der seine vierzehnte Reise nach Australien machte, als achtundzwanzigmal den Golf von Suez passiert hatte und ein großer Vogelfreund war, erklärte, daß er dergleichen nie beobachtet, auch niemals von einem solchen Ereignis habe sprechen hören. Ob nun die Größe des Schwarmes eine Ausnahme bilde oder ob die Störche den Golf sonst bei Nacht überfliegen und deshalb der Beobachtung entgehen, wage ich nicht zu entscheiden, neige aber der letzteren Ansicht zu. Ein Flug bei Tage würde jedesmal gesehen werden, da die Luft hier stets sehr klar ist und täglich zahllose Schiffe den Golf durchfahren.

Die Zahl der Störche konnten wir natürlich nur schätzen. Die Reihe war mindestens 50 000 Meter lang, und drei bis vier Störche flogen nebeneinander. Nehmen wir die Entfernung von der Spitze des Schnabels bis zu den ausgestreckten Füßen mit 1,40 Meter an und rechnen wir noch 10 Zentimeter Abstand, so kämen wir auf etwa 116 600. Sicher war es ein volles Hunderttausend.

Himmelsrundschau für Dezember 1929

Von Max Valier.

In diesem Monat erblickt sich die Sonne zu Beginn um 7 Uhr 40 Min., am Monatsende erst um 8 Uhr 00 Min. über den südlichen Horizont und geht fast den ganzen Monat über nahezu um 16 Uhr Ortszeit unter. So ist der Dezember nicht nur der Monat, der den kürzesten Tag und die Winterkälte enthält, sondern der Monat der frühesten Abenddunkelheit von Anfang bis Ende.

Bei Einbruch der Dämmerung ist über Nordosten Jupiter bereits hoch genug gestiegen, um das Augenmerk als hellster Stern auf sich zu lenken. Als erster Fixstern über ihm taucht Capella blühend in Nordost auf, deutlich den Unterschied zwischen dem Lichte eines Planeten und eines Fixsternes beweisend. Ueber Westen tritt Vega als erster Fixstern aus dem dunkelnden Firmament hervor. In den letzten Monatsnächten nach Weihnachten allerdings kommt noch ein Planet als Abendstern heraus, der sonnennähe Merkur, der aber in der goldenen Dämmerung, auch wegen seiner tiefen Stellung, im Südwesten nur schwer zu finden sein dürfte. Er geht am Monatsende etwa 75 Minuten nach der Sonne fast an derselben Stelle wie diese unter.

Am Monatsanfang um 22 Uhr, am Ende um 20 Uhr entfaltete der Fixsternhimmel sein reiches Sternensystem. Ueber Nordwesten sah Westen neigen sich Vesper und Schwan zum Untergang; im Westpunkt folgt das kleine Sternbild des Delphins. Ueber Südwesten versinkt der Wassermann, über ihm neigt sich Begus stark dem Horizont zu. Tief über Südwesten kreist der Walfish, über sich die kleinen Tierkreisfixe, Widder und Dreieck. Steil zu Südpunkt bestreicht die Andromeda mit ihren glanzvollen Hauptsternen das Himmelsgewölbe. Ueber Süden glitzern die schwachen Sternlichter des Erdbaus, breit hingestreckt über den dunklen Himmelsgürtel. Sie schaffen fast eine Art Sternenseere, die das über Südost anschließende Sternensystem um so deutlicher hervor treten läßt. Den Frontangriff auf das Auge des Beobachters eröffnen Fuhrmann, Stier, Orion, Fals und Taube, vom Himmelsscheitel herunter bis zum Horizont im Südsüdost. Denn auch die tief unter Orion kreisenden Bilder Fals und Taube enthalten genug einprägsame und helle Fixsterne, um das Gesamtbild zu unterstützen. Links von den genannten Bildern schließen steil die Zwillinge, in mittlerer Höhe der kleine Hund und tief über Südost der große Hund sich an, mit Sirius dem hellsten und weitesten aller Sterne. Ueber Osten recken als Vorzeichen des neuen Frühlings Wasserfahne und Löwe ihre Hauptsterne. Aus Norden steigt der Große Bär aus seiner tiefsten unteren Kulmination heraus, während der Drache nach Nordwesten schraubt, Cepheus gegen Westen vom Pole abdrängt und Cassiopeja und Perseus das Feld zwischen dem Polarstern und dem Scheitelpunkt einnehmen. Da gerade an den hellsten Fixsternen auch die Richtfarbe am besten zu erkennen ist, erscheint es reizvoll, die sogenannten Ostfisch-Schmidtsche Sternfarbenkale an den prägnanten Fixsternbildern über Osten praktisch zu erproben. (Wir haben die Sternoberflächentemperaturen in Klammern beigefügt.)

Der hellste, so schon mit einem Blick ins bläuliche blühende Stern ist Sirius, der uns als hellster Stern erscheint, weil er uns verhältnismäßig nahe steht. In Wahrheit übertrifft er an Leuchtkraft unsere Sonne nur dreifachmal. Er hat die Farbennote 0,70 (Temperatur 11 000°). Ihm folgt an Helligkeit Rigel mit 1,20 (Temperatur 16 000°). Er ist aber nicht nur der heißeste der betrachteten Sterne, sondern auch der in Wahrheit leuchtendste, denn er übertrifft unsere Sonne 5 000 mal an Lichtfülle. Der nächste in der Farbenreihe ist Procyon, Hauptstern im kleinen Hund mit 2,70 (Temperatur 8000°). Ihm schließt sich Castor an mit 2,80, so daß schon ein feines Auge dazu gehört, um den Farbenunterschied wahr zu nehmen (Temperatur 11 800°). Schon zu den stärksten Sternen rechnet Capella mit 3,30 (Temperatur 5800°). Sie ist unserer Sonne am ähnlichsten, übertrifft diese aber an Leuchtkraft immerhin noch 70mal. In der Farbenreihe folgt Pollux mit 4,40 (Temperatur 4900°), und zuletzt folgen die gelben oder besser schon rotgelben Gigantsterne Aldebaran mit 6,30 (Temperatur 3900°) und Betelgeuse mit 6,50 (2800°) sich in die Farbenreihe ein.

Von den Planeten erscheint, wie bereits bemerkt, Merkur, der am 27. November hinter der Sonne herum gelaufen ist, am Abendhimmel, wird aber wegen der tiefen Stellung erst in der letzten Woche sichtbar. Venus verschwindet im Berichtsommer mehr und mehr vom Morgenhimmel, da sie sich der Sonne scheinbar nähert und in deren Strahlengänge versinkt. Mars kann noch nicht gesehen werden. Jupiter beherrscht unumstritten das Bild der Sternennacht. Er bietet auch dem kleinsten Fernrohr immer neue und dreifache Beobachtungsmöglichkeiten, da sich die Gestaltung seiner Oberfläche besser zu beobachten, weil er dann immer höher in reinerer Luftschicht heraus steigt, während er sich als junge Sichel kaum aus den Dünsten des Horizontes zu entziehen vermag. Die Sonne wird gerade im Dezember deshalb ein angenehmes Beobachtungsobjekt sein, weil man in dieser Jahreszeit ihre wärmenden Strahlen besser zu schätzen weiß als im Hochsommer, wo die Sonnenbeobachtung wegen der großen Hitze manchmal geradezu unerträglich ist. Auch gestattet die klare winterliche Luft oft viel feinere Beobachtungen auf der Sonnenscheibe, so daß der Freund der Sonnenbeobachtung gerade im Dezember oft seine schönsten Erfolge zu verzeichnen hat.

Abenteuer auf der Elefantenjagd

Jagd wilder Elefanten im indischen Dschungel.

Von Major E. W. Collins, Mitglied der Zoologischen Gesellschaft, ehem. tierärztl. Berater bei der indischen Regierung.

Viele erfahrene Großwildjäger halten den Elefanten für eins der gefährlichsten aller wilden Tiere. Bei den Indianern pflegte man einst zu sagen, daß ein Elefantenjäger selten in seinem Bette stirbt. Die meisten großen Jagdbaren Tiere sind aus zwei verschiedenen Gründen nachgestellt. In Afrika sind es Abenteuerlust, Sport und der Wert des Elfenbeins. Dagegen fängt man den asiatischen Elefanten lebendig, um seine verschiedenen Eigenschaften für menschliche Zwecke dienstbar zu machen. In allen Fällen ist die Jagd auf wilde Elefanten ein sehr aufregendes Abenteuer.

Die afrikanische und die asiatische Art weichen in Größe, Aussehen und Lebensgewohnheiten etwas von einander ab, vermutlich infolge der verschiedenen Umgebung, in der sie leben. Schon vor Alexanders Zug nach Indien wurde das gewaltige Tier gefangen und gezähmt, zunächst als mächtiges Kriegsinstrument als Symbol königlicher Macht und Tapferkeit in der Schlacht.

Elefanten kommen in verschiedenen Teilen Indiens und Birmas bis hinauf zur chinesischen Grenze vor. Für ihren Jagd gibt es mehrere Verfahren, die, wie aus alten Urkunden und Ueberlieferungen hervorgeht, sich im Laufe der Jahrhunderte nicht wesentlich geändert zu haben scheinen. Eine der ältesten Methoden ist das Auswerfen von Gruben, die durch darüber gelegte Zweige und Blätter das Aussehen festen Bodens erhalten; die in sie hinein gefallenen Tiere lassen sich dann leicht fangen. Zuweilen erfolgt die Jagd auch mit Lasso. Eigens dazu abgerichtete zahme Elefanten arbeiten dabei paarweise zusammen, indem sie den

wunden in die Mitte nehmen, während ihre Reiter die Schlingen werfen.

Heute bedient man sich indessen vorzugsweise der „Rhedah“ oder Palisadenzäune, in welche kleine Elefantenherden gelockt oder getrieben werden. Noch vor wenigen Jahren gab es bei der indischen Regierung eine besondere Abteilung hierfür, und die Teilnahme an einem solchen Unternehmen galt als ein angenehmes und gefährliches Abenteuer. Heute wird diese Jagd nur von Privatleuten betrieben. Für an Elefanten reiche Gegenden werden Konzessionen oder Lizenzen an geeignete Persönlichkeiten vergeben, welche die gefangenen Tiere verkaufen oder verzeigern. Diese kommen dann entweder an die Hofe indischer Fürsten und Großgrundbesitzer oder werden an große Holzgesellschaften verkauft, um Stämme zu schleppen. Vor einigen Jahren erhielt ich in einem Jagdlager den Besuch Husein Khans, eines mir bereits bekannten erfahrenen Elefantenjägers. Er überbrachte mir eine Einladung nach seinem zehn Kilometer entfernten Jagdgebiet, um einen in Kürze zu veranstaltenden Jagd beizumohnen. Natürlich sagte ich gern zu.

Am folgenden Tage wurden mein Begleiter und ich sehr nachdrücklich daran erinnert, daß wir uns in einer von Elefanten beherrschten Gegend befänden. Denn als wir von einem Jagdausflug in unser Jagdgebiet zurückkehrten, kamen uns unsere Diener voller Aufregung mit der Nachricht entgegen, daß ein „rogue“, ein allein lebender, bössartiger Elefant, die Zelte zerstört und auch sonst allerlei Unheil angerichtet habe. Bei unserem Näherkommen fanden wir ihn im Besitz des Schlachtfeldes. Wir hatten unsere Büchsen nicht bei uns, daher verließen wir ihn durch Schrotflüsse zu vertreiben. Die Schrotkörner mußten ihn doch tüchtig geirritiert haben, denn der Elefant machte heftige und griff an. Trotz seines plumpen Körpers kann das Tier doch sehr schnell sein. Wir hatten glücklicherweise gerade noch Zeit, zur Seite zu springen und uns wie Schulkinder zu ducken, sonst wären wir zertampelt oder auf die Stoßzähne genommen worden. Der alte Verbrecher trollte sich dann ruhig in den Dschungel. Bevor der Elefantenjäger seine Operationen beginnt, muß er die Gegend genau kennen lernen und sich darüber klar werden, von wo die Herde vermutlich kommen wird. Zu bestimmten Jahreszeiten erscheint sie gewöhnlich aus den nahen Bergen, um Wasser, Futter oder Salzlecken aufzusuchen. Hat der Jäger einen passenden Platz gefunden, so baut er seine Rhedah, in welche die Tiere später getrieben werden sollen. Sie besteht aus Baumstämmen von etwa 30 Zentimeter Umfang, die anderthalb Meter tief in die Erde verankert werden, während etwa vier Meter heraus ragen. Diese Pfosten stehen in Abständen von dreißig Zentimetern, die Zwischenräume werden mit kleineren Pfählen ausgefüllt, die an der Außenseite der Hauptpfähle durch kreuzweise Verankerungen befestigt werden. Das Ganze erhält durch tiefe Pfosten an der Außenseite noch eine besondere Verstärkung. Im Innern der Umzäunung wird ein V-förmiger, oben drei Meter breiter, zwei Meter tiefer Graben ausgehoben, der die riesigen Tiere von den Palisaden fern hält. Vom Eingang aus bildet der Graben eine Art Trichter.

Nach zwei Tagen kam die Meldung, daß die Jagd am anderen Morgen beginnen solle, und wir trafen auf einem von Husein Khan gestellten Elefanten rechtzeitig ein. Bald hörten wir das Trampeln der Herde und die Rufe und den Lärm der Treiber. Jetzt wurde es aufregend. Beim Eintritt in den trichterförmigen Zugang versuchten einige Tiere heftig zu machen und zu entkommen, was auch einem oder zweien gelang. Als der letzte Elefant sich im Innern befand, wurden die Türe an den Türflügeln geklappt, so daß sich diese schlossen. Dann wurden draußen Feuer entzündet und die müden Tiere durch zugespitzte Bambusstangen von der Umzäunung fern gehalten, damit sie sich in ihrer Aufregung nicht gegen die Pfosten stürzten. Die paar ersten Stunden gingen auf die Nerven. Der Mut und die Ausdauer der Eingeborenen erregten unsere Bewunderung.

Die gefangene Herde wird gewöhnlich einige Tage selbst überlassen, bis sie sich beruhigt hat. Dann treten die „Roorkies“ oder zahmen Elefanten in Tätigkeit, die von je einem Mahout in die Umzäunung getrieben werden. Um den Körper tragen die Tiere Taus. Zwei „Roorkies“ nehmen einen wilden Elefanten an ihm die losen Stricke. Zuweilen kommt es zu einem heftigen Kampf, einzelne Tiere werden bössartig, andere werden in ihrer Wut zu Boden. Sind sie etwas zahmer geworden, so werden sie zu einem Sammelplatz geführt, dort sicher an Bäume gebunden und durch häufiges Anfaßen und Streicheln an Menschen ge-

möhnt. Später erfolgt der Verkauf an Eingeborene, die sie jähnen oder für die verschiedensten Zwecke weiter veräußern.

Im Kerker des Grafen von Monte Christo

Von Egon Erwin Kisch.

Wie sich der Leser wohl erinnert, wird der Graf von Monte Christo von einem ehrgeizigen Berufskollegen verleumdete, von einem eifersüchtigen Nebenbuhler angeeignet und von einem um seine Karriere besorgten Staatsanwalt eingekerkert in den Kasmatten des Schlosses St. Marthe. Durch einen Gang, den ein Zellennachbar, der Abbe Faria, in jahrelanger Mühsal gräbt, erlangt der Graf von Monte Christo das Geheimnis eines Schatzes und schließlich die Freiheit, indem er sich anstelle des verstorbenen Bräutigams in den Totenkammer einnäh und als Leichnam in das Meer werfen läßt.

Unwahr ist es, daß es je einen Monte Christo gegeben hat. Wahr aber, fürchterlich wahr, die Kerkerhölle im Schloß St. Marthe. Alexander Dumas hat schauernd die Verliehe gesehen und sich, ein Sohn der Bastillenstürme, die Tragödien ihrer Bewohner auszumalen vermocht; ein enges Loch, das zwei Zellen verbindet, war der Anlaß zu seinem Roman, dem geleistet der Weltliteratur.

Um dieses Phantoms willen wallfahrten Menschen in Barkassen zu dem Eiland ihres Leidens aus dem Roman und dem Kino. Freilich stehen sie in seiner Zelle.

Dreieinhalb Jahrhunderte lang wurde hier eingesperrt, wer gegen König und Staat oder andere Mächthaber aufzumachen wagte, nur die Minderheit fand aus dem Felsenkloster den Weg ins Leben zurück. Den ersten Häftling, den Wunderalter Alberto del Campo holte das Regimentsgericht selbst heraus, um dem Volk das Schauspiel eines Autodafé zu bieten: am Weihnachtstag 1588 wurde in St. Marthe der salbige Abbe verbrannt, und seine Geliebte, Margarita Gachet, nach dem Henker ausgepreit. Eimer seiner Nachfolger, der wegen oppositioneller Haltung gegen Richelieu eingekerkerte Marceller Kaufmann Bernadot ist in der Kriminalgeschichte als Urheber der verurteilten Methode zur Abkürzung der Haft bekannt: des Hungerstreiks; in den zehn Tagen seines Fastens schrieb er mit einem Stück Rohle und mit Blut die Schilderung seiner Torturen an die Wand, und am letzten Tage sank er tot zusammen.

Alteste Herren hatten im Laufe der Zeiten in den „Cachots“ Wohnung zu beziehen, so bringt Kasimir von Polen, der auf spanischer Seite Kriegsdienste nehmen wollte, trotzdem sein Bruder König Lodovikus VII. mit Ludwig XIII. ein Waffenbündnis abgeschlossen; durch Schiffskatastrophe zum Landen gezwungen, durch Verrat verhaftet, endete seine Wacht in der Kasmatten im Mitteländischen Meer. Ein noch erleuchteter Bruder, der Mann mit der eisernen Maske, dessen Geheimnis seinen Tod überdauerte, kam, vom Gouverneur der Pariser Bastille, Herrn von Cinq-Mars begleitet, 1686 hierher; seine Zelle im ersten Stock wühlte sich höher und geräumiger als die anderen, aber auch sie ist nackt und kalt und feucht, und im Louvre oder in Versailles ließ es sich besser wohnen — in den Schlössern, die ihm wohl gehörten.

Die Rache, die der phantastisch-entpurrte Graf von Monte Christo hier ausbricht, — ein wirklicher Häftling, ein wirklicher Graf hat sie wirklich genommen. Wegen leichtfertigen Schuldenmachens wurde am 23. August 1774 eingeliefert Gabriel Honoré de Riquetti, Comte de Mirabeau. Er hat später seine Lebensgenossen beschrieben, deren Verbrechen zumeist darin bestand, eine schöne Frau oder eine schöne Tochter zu besitzen, mit welcher der oder jener Nachthaber ungestört leben wollte. Auf Chateau d'Is verurteilte Mirabeau seinen „Esai über den Despotismus“, eine der großen Verberberungen für die Große Revolution, die Mirabeau an ihrer Spitze sah und die Türen auch dieser Verliehe öffnete, — um sie unter der Herrschaft Napoleons hinter neuen Opfern ins Schloß fallen zu lassen. Deserteure, Attentäter, Royalisten, Spione, Reuter und Frondeure werden von Stricken und Genbarmen hingerichtet, der erste Tag der ersten Restauration macht sie frei, der erste Tag der Hundert Tage überläßt sie wieder dem Donjon an Chateau d'Is, der erste Tag der zweiten Restauration fällt alle Fächer der Festung mit Bonaparte. Das ist die ewige Kaserne der Justiz, sie glaubt gerecht zu peitschen und wird selbst gepeitscht von den Löwen.

von der Politik, heute von dieser, morgen von jener, Macht geht vor Recht, ohnmächtig schlagen Fäuste gegen Eisentüren. Verschönerungen und Fluchwörter der Häftlinge enden auf dem Galgen. Einer schlägt den Kerkermeister nieder und wird gehängt. Einer stürzt sich in die Zisterne, die unter den Meeresboden reicht, ins Gebiet des Süßwassers. Bei jedem Wellenschlag ächzen die porösen Felsen, als erwachten in ihnen die längst verfallenen Seufzer.

Die Zisterneöffnung hebt das Inleitselgegnis auf, doch die Niederwerfung der Revolution von 1848 liefert ihm an einem Tage 261 Personen, fast jede von ihnen hat ihren Namen auf eine Platte der Terrasse gemeißelt; der Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 stopft die Höhlen mit feigenomenen Republikanern voll, und nach der Kommune von 1871 sind fünfhundertdreizehn Gefangene da, Frauen darunter, sie werden verurteilt, meist zum Tode, sonst zur Verbannung.

Dann finden Araber, die einen Aufstand in Algerien unternahmen, und die deutschen und österreichischen „Zivilinternierten“ von 1914 bis 1919 werden die ersten Nachfolger Monte Christos im zwanzigsten Jahrhundert und die letzten — bis jetzt.

Der gelbe Tod

Wahre Geschichte aus dem afrikanischen Dschungel.

Von dem amerikanischen Großwildjäger Samuel Scoville.

Wie man sagt, gibt es in Afrika zwei Dinge, die niemand verkennen kann: die Farbe des Goldes und das Gebrüll des Löwen. Seine Stimme scheint aus der Unterwelt zu kommen, so unergründlich tief ist ihr Klang. Dann schwillt sie an, entläßt sich zu einem hallenden Donner, um schließlich in einem Sidhnen hoffnungsloser Verzweiflung zu erlöschen. Gewöhnlich spart der Wildkönig sein Gebrüll für das Dunkel regnerischer Nächte auf, in denen er am liebsten jagt.

Das furchtbare Echo des Löwengebrülls war kaum verhallen, als ein Knurren wie ein Pfeil aus dem Dschungel heraus schallte, in dem gerade ein Schlammbad nahm. Sobald der Löwe mitterte, pflegte er in den sechs Zoll langen Dornen des Akazienbushes Flankenkehlen zu suchen. Seine mächtigen Hörner besorgten das Uebrige.

Der lehmgelbe Jäger aber ließ ihm keine Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Als jenes plötzliche Geräusch erklang, erreichte die große Rache mit jener unheimlichen Schnelligkeit, die nur dem Löwen eigen ist, den Rand des Morastes und sprang, als die Hinterbeine des Wildes noch im Schlamm steckten. Der verzweifelte Bulle suchte den heran laufenden Hieb durch eines seiner geschweiften Hörner aufzuhalten. Da gab der Stumpf unter ihm nach, und das bemehrte Haupt fiel nach vorn über, gerade als die tobenden fünfzehnhundert Pfund mit zerstampfender Gewalt auf seinen Rücken prasselten. Seine Branken tief in das Fell des Wildes schlagend, riß der Löwe den Kopf seines Opfers nach rückwärts. Hätte der Bulle auf festem Boden gestanden, so wären seine eisernen Nackenmuskeln selbst der ungeheuren Stärke des Löwen gewachsen gewesen. Aber hier im Morast konnte der Bulle nicht seine ganze Widerstandskraft entwickeln. Langsam drehte sich sein Kopf mit den in Todesangst hervorquellenden Augen seitwärts. Der Löwe setzte in einem plötzlichen Ruck seine ganze gewaltige Kraft ein. Ein Krachen, ein bellendes Rachen — dann hing die lange Zunge des Wildes ihm aus dem Maul herab; die Nackenwirbel brachen; als leblose zitternde Fleischmasse fiel der Bulle nach vorn.

Für die Dauer eines Augenblicks lag der Löwe heuchelnd auf dem erbeuteten Kadaver. Dann raffte er sich langsam auf und stand aufrecht über dem mächtigen Körper; das Haupt über dem dunklen zottigen Mahne erhebend, blickte er stolz in die Runde und ließ sein donnerndes Gebrüll über das Feld dröhnen, die Verkörperung mächtiger königlicher Majestät.

Da — noch ehe sich das Echo in der ferne verloren hatte — erklang nahe bei dem König der Tiere ein kaltes zischendes Geräusch, undeutlich im Vergleich zu der Stimme des Löwen, aber dennoch der Art des Todes. Im Sonnenlicht wie Gold strahlend, parbuckten von Karmosinrot und Bernstein auf den Schuppen, kroch zwischen violetten Blüten der sieben Fuß lange Leib einer Schlange hervor. Drei Fuß über dem Erdboden reichte sich die gefährliche Rap-Robra. Aus dem walnussgroßen Kopf strahlten rote, lidlose Augen auf den Löwen.

Einen Augenblick lang blickten sich der König der Büsche und die Fürstin der Giftschlangen an. Ein Hieb der Lomentage konnte die Robra vernichten, aber — die Berührung mit den Zähnen des Reptils auch die große Rache töten. Wieder erklang das zornige Zischen der Schlange. Ihr Leib straffte sich kampfbereit. Da sprang der König der Tiere knurrend davon, dem Feinde die Beute überlassend.

Soniggeblüht der Mond durch die verzweigten Zweige des Morula-Baumes. Die großen Blüten glänzten wie schmelzendes Silber. Es war Frühling und die Luft voller Liebesrufe. Aber neben der Schönheit und der Lebenslust lauerte im Schatten ihre Begleiter — der Tod.

Einen Jagdpfad entlang hüpfte gleich einem winzigen Rängurub eine Gerbille, die Springmaus mit den wunderschönen Augen und dem prächtigen Fell, das wie brauner Atlas mit weißen Seitenstreifen glänzt. Eben erreichte das Tierchen eine vom Mondlicht verflorte Stelle des Fades. Da schoß eine gelbe Flamme herab; der Tod, der den Löwen bedrohte, hatte die Maus übermümpelt.

Als die Zähne der Robra der Springmaus ins Fleisch drangen, senkte die Schlange sich mit einer selbstmordähnlichen Bewegung tiefer hinein, gleichzeitig die ihre Giftdrüsen umgebenden Muskeln zusammenziehend, so daß sich das fahlgelbe Gift in zwei Strahlen in den Körper der Maus ergoß. Schnell wie Feuer kroch es die Blutbahnen des Opfers entlang und hatte in weniger als dreißig Sekunden das Herz des Tieres gelähmt.

Als die Gerbille tot niederfiel, erschien auf dem schmalen Faden ein Tier von etwa einem Fuß Länge, das schwarze Fell gelblich-weiß gestreift, mit weißem Schwanz.

Es gab nur wenige Beobachter des Veld, die einer Kap-Robra trauen dürfen. Dieses kleine Tier war eins jener Ausnahmen. Die Bushmänner nennen es „Jauqua“, das bedeutet „das Tapfere“. Die Bekehrten nennen es den „Zorilla“, die Buren: „Mishond“. Es hat dieselbe Farbe und unternimmt denselben vernichtenden Gasangriff, den es bereits eine Million Jahre vor dem Weltkrieg kannte.

Als das feuerrote Auge der Robra den gleichmäßig dahinter trottenen Zorilla erblickte, richtete sich die große Schlange im Mondlicht kampfbereit auf. Das Jauqua hob den Schwanz gleich einer schmelzenden Rake — das Zeichen zum Kampf auf Leben und Tod — und stürzte sich mit grünfunkelnden Augen und unter durchdringendem Kreischen auf den Feind. Die Robra stieß blitzschnell, als sich der Angreifer im Bereiche der Giftnähe befand. Der Zorilla jedoch entschlüpfte wie ein gewandter kleiner Fehler, und das grimmige Schlangenhaupt schlug hart auf den Boden, wo der schwarzweiße Körper nach vor weniger als einer Sekunde gefanden hatte. Bevor er aber den Gehirnschlag des Reptils ausnützen konnte, war die Robra wieder in ihre Stellung zurückgeschwenkt, und der Zweikampf begann von neuem.

Eine halbe Stunde lang setzte sich der Kampf in dieser Weise fort. Wieder und wieder unternahm das Stinktier Schlangenangriffe. Immer von neuem stieß die Schlange zu. Jedesmal war die Stelle leer, wo das Jauqua gefanden hatte. Endlich, als die Robra einen Schlangengriff des Zorilla mit besonderer verzweifelter Wut beantwortet hatte, schien es, als ob sie sich nicht wieder zu der alten Höhe aufrichten hätte. Das Jauqua stand eine Sekunde lang da, als betrachtete es seinen Feind mit einer selbstmordartigen Art von Verehrung. Dann stürzte es sich zum letzten Male auf die Schlange und schnappte mit seinen langen scharfen Rinnbaken nach ihr. Noch einmal stieß die Robra zu und lag eine halbe Sekunde lang ausgestreckt auf dem Boden, vom langen Kampfe erschöpft.

Auf diesen Augenblick hatte der Zorilla gewartet. Gerade als die Schlange sich erheben wollte, war das kleine Tier wie ein Ungeheuer über ihr, packte das Reptil gerade unter dem Hals und zerquetschte mit einem blitzschnellen Hieb das Rückgrat des Feindes. Wieder und wieder ergriß das Stinktier den glänzenden Leib der Schlange, jedesmal das Rückgrat zerbrechend, bis sich die Robra vernichtet am Boden krümmte. Dann näherte sich das tapfere Tierchen mit einer Art zwerfischer Wiene dem besiegten Gegner, bis das tobende Haupt von dem langgestreckten Leibe und der Schlange es hinunter. Ob sein Instinkt ihm sagt, daß es sich durch den Genuß dieses Leckerbissens gegen alle Giftschlangen schützt?

Einen Augenblick später hatte der Zorilla das weiße Fleisch eines der wenigen Geschöpfe des Veld verzehrt, die jemals einen Löwen von seiner Beute getrieben haben.